

Frau Menga [Fortsetzung]

Autor(en): **Odermatt, Esther**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 4

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634401>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 4 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Die grossen Städte. Von Rainer Maria Rilke.

Herr, die grossen Städte sind
Verlorene und aufgelöste:
Wie Flucht vor Flammen ist die grösste, —
Und ist kein Trost, dass er sie tröste,
Und ihre kleine Zeit verrinnt.

Da leben Menschen, leben schlecht und schwer,
In tiefen Zimmern, hange von Gebärde,
Geängsteter denn eine Erstlingsherde;
Und draussen wacht und atmet deine Erde,
Sie aber sind und wissen es nicht mehr.

Da wachsen Kinder auf an Fensterstufen,
Die immer in demselben Schatten sind,
Und wissen nicht, dass draussen Blumen rufen
Zu einem Tag voll Weite, Glück und Wind, —
Und müssen Kind sein und sind traurig Kind.

(Aus dem „Stunden-Buch“, Insel-Verlag.)

Frau Menga. Novelle von Esther Odermatt.

4

Das Brautpaar besuchte im Städtchen noch Frau Brida, die sich in zurückhaltende Höflichkeit hüllte, bis ihre leidenschaftliche Teilnahme für Frau Menga plötzlich heraussprudelte:

„Schade ist's schon um dich, Fortunat, so in der Stadt im grossen Haufen unterzutauchen, wo du hier“, sie deutete auf die Reihe der Ahnenbilder im Saal, „du hättest doch gut hierher gepasst.“

„Was ist das für ein kaltes Haus“, sagte Ellen, als sie es verliessen, und schmiegte sich fröstelnd an den Arm des Verlobten, der mit doppelter Zärtlichkeit sie die Demütigung vergessen zu machen suchte, die sie um seinetwillen erlitten.

Da die Eltern der Braut ihr neu erbautes Landhaus beziehen und die Stadtwohnung den Jungen abtreten wollten, wurde die baldige Hochzeit beschlossen. So war Frau Menga vollauf beschäftigt, Fortunat eine würdige Aussteuer zu rüsten, mit Ludowikas Hilfe, die sie nun ganz in ihr Haus aufgenommen hatte.

Kurz vor der Hochzeit, der sie der Trauer wegen fernblieb, brachte Frau Brida den alten Siegelring der Caliver mit ihres Gatten Uhr und Kette für Fortunat nach Breil hinauf.

„Das mußt du ihm selber übergeben“, wies Frau Menga das Geschenk zurück.

Aber Frau Brida wehrte sich: „Nein, Domenika, wenn du ihm diesen Ring an den Finger steckst, ist es für euch beide schöner und wertvoller — du verstehst mich schon.“

Frau Menga fühlte einen bitteren Geschmack im Munde, der nicht mehr wich, und nach Frau Bridas Weggang packte sie die Kostbarkeiten sorgfältig ein, um sie mit ein paar Worten dem Sohn zu schiden. Dann schämte sie sich; es wurde ihr wund und weh ums Herz, sie zerriff Verpöndung und Begleitworte und steckte mit feuchten Augen den Ring an ihren Finger. Mochte er ihrem Sohn Glück bringen, auch fern der Heimat, mochte er doch ein tüchtiger Caliver werden, ihr Fortunat!

Als Fortunat für ein paar Tage heimkam für die letzten Besorgungen vor der Hochzeit, zum Abschied von der Casa Crestas, flüchteten sich beide in möglichst viel Geschäfte. Jedes Stück seiner Aussteuer bewunderte Fortunat dankbar, räumte seine Habe aus Jugend und Studienzzeit und bat die Mutter, sein Zimmer bei ihr behalten und allerlei dallowen zu dürfen, daß er heimkommen könne wie früher.

„Selbstverständlich, mein Kind! Wer sollte denn dein Zimmer bewohnen?“ gehorchte ihr noch die Stimme, dann brach sie der Bitternden, und sie ging hinaus.

Am nächsten Morgen legte sie den Wappenring und des Onkels Uhr und Kette vor Fortunat auf den Tisch: „Trag sie würdig, du bist der letzte Caliver!“

„Ja“, sagte er. Sie fanden beide keine andern Worte und wandten sich still und traurig ihrer Arbeit zu.

Frau Menga reiste mit dem Sohn zusammen in die Stadt zur Hochzeit. Die ganze Nacht vorher lag sie wach und kämpfte um Fassung und suchte nach einem letzten Wort und schlich zur Türe, hinüberhorchend in sein Zimmer, wo er zum letztenmal unter ihrem Dache schlief — zum letztenmal als ihr Kind.

Ihr Kind? Ach nein, das war er ja schon lange nicht mehr und war es doch. Sie hörte, ahnte jeden Laut von ihm wie einst in seinen Kinderjahren, da sich ihm immer im leisen Schreck des jähen Erwachens ein „Mutter!“ von den Lippen gelöst. Jetzt seufzte der große Fortunat im Schlaf, vielleicht im halben Wachen. Sie mußte an der Türe fröstelnd an sich halten; denn sie wagte nicht hinüberzugehen — wollte, konnte nicht.

Am Morgen sann und suchte sie, ihm etwas Lebendiges aus ihrem Hause mitzugeben. „Fortunat, willst du den großen Nellenstod? Ich verpade ihn gut.“

„Mutter, das wäre wundervoll! Unsere Nellen in Breiler Erde, ein Stück Casa Crestas. Aber wir teilen ihn, die eine Hälfte bleibt bei dir, so ist es noch viel schöner. — Mutter!“

Einen Augenblick hielten sie sich umschlungen, dann riß Frau Menga sich los, und sie hatten bis zuletzt genug zu tun, sich und den Nellenstod reisefertig zu machen.

Weinend nahm die alte Barla Katrina von ihrem Liebling Abschied.

„Er kommt doch wieder“, tröstete Frau Menga und schritt ihrem Sohn voraus zur Post, ohne sich noch einmal umzusehen.

Bald nach Fortunats Hochzeit lernte ein entfernter Verwandter Frau Mengas, der den Urlaub aus überseeischer Stellung zur Brautfahrt in die Heimat benützte, in der Casa Crestas die liebliche Ludowika kennen und lieben, warb um sie und erhielt ihr Versprechen, bald mit ihm in die neue Heimat zu ziehen.

Frau Menga rüstete die zweite Aussteuer, war der etwas hängen Braut eine liebevoll sorgende und verstehende Mutter und richtete ihr in der Casa Crestas eine stille Hochzeit nach ihrem Sinn.

Wo zwei sich in Liebe die Hände reichen zum weiten, schönen und schweren Weg, sollten die andern ehrfürchtig zur Seite treten und nur mit innigen Wünschen sie geleiten, statt zu tafeln, zu tanzen, zu jubeln, als ob man ein siegreiches Ende, nicht in glücklicher und bebender Erwartung einen Anfang feierte.

Immer wieder wurde Frau Menga die wehmütige Freude ihrer Vorbereitungen durch die Erinnerung an Fortunats Hochzeit verbittert, die seine Schwiegermutter ausgedacht und angeordnet hatte, mit großem Prunk und Schaugepränge, mit vielen überflüssigen, gleichgültigen Menschen. Ellens Vater, der trotz seines neuen Reichthums schlicht geblieben war, ließ die Verfügungen der Gattin ergehen lächelnd über sich ergehen. Frau Menga aber hätte sich am liebsten vor den Reden und Orchestertuscheln weggestohlen. Ihr schwindelte; denn ihr war, als hätte man das junge Paar unter seinem Baldachin von Blumen durch die leere äußerliche Verherrlichung dieses Festes auf einen Gipfel ge-

zwungen, von dem es kein Aufwärts, nur ein Sinken, ein Stürzen gab.

Zu Ludowikas Abschiedsfeier, eine Woche vor der Trauung, lud Frau Menga die Dorfmadchen ein, die am Hochzeitstage die Kirche schmückten und für das Brautpaar den Kirchhofweg hinauf Spalier bildeten mit Girlanden aus Lannzweigen und Erika. Ludowika sah noch liebreizender aus als damals am Fest; doch Frau Menga wünschte keinen Augenblick Fortunat an ihre Seite. Fest stand er in ihrer Erinnerung neben Ellen, die eine strahlend glückliche und kindlich stolze Braut gewesen war, stolz auf ihren Fortunat.

Nach dem schlichten Mahl in der Casa Crestas löste Frau Menga Ludowikas Kranz und Schleier, half der Weinenden ins Reisekleid, die sich schluchzend immer wieder in die mütterlichen Arme barg.

„Verzeih“, bat sie den traurig wartenden Gatten, „aber wer weiß, wir gehen ja so weit, so weit fort.“

„Gott behüte dich, mein Kind!“

Frau Menga umfaßte mit beiden Händen das liebe Gesicht und küßte es. „Macht einander die Fremde zur Heimat, und kommt wieder, gesund und glücklich!“

An der Gartentüre ließ sie die beiden ziehen, stand dort, bis sie unten vom Platz den Wagen fortrollen hörte, und kehrte fröstelnd ins leere Haus zurück.

*

Am Vorabend seines fünfundachtzigsten Geburtstages hatte der alte Tumasch im Beisein der Verwandten und Nachbarn die Sterbesakramente empfangen, mit dem Pfarrer Rückschau gehalten über sein Leben voll harter Arbeit und strenger Pflichterfüllung, hatte endlich — mit der Tochter allein gelassen — in scheuem Glück leise das Tor geöffnet auf seine Totenehrung, die den alten Tumasch für ein paar Tage in den Mittelpunkt des Dorfes rückte: ob der Gemeindepäsident dem Sarge folgte neben dem Enkel Martin? Und nach ein paar Jahren würde der Martin an seinem Gedächtnis die Seelenmesse für ihn lesen.

Er faltete die Hände über seinem vollendeten Tagewerk. Er durfte friedlich heimgehen, schloß die Augen und öffnete sie noch einmal; der Martin sollte Frau Menga seinen Tod ansagen, sein Examen sei seine letzte Freude gewesen und des alten Tumasch Dank ein letztes Gebet für sie. Dann schlief er sanft hinüber.

Am nächsten Abend kniete Frau Menga im hintersten Winkel der Sigristenstube, wo sich die Nachbarn zum Platter für den Toten versammelt hatten, und zwang die Gedanken empor zum Rosenkranz, wenn sie ihr immer wieder hinabglitten in die Tiefe ihres schweren Sinns.

„Den du im Tempel aufgeopfert hast.“

Sie erschraf über die eigene Stimme, die wie eine vor-schnelle kleine Welle aus dem Gewoge der betenden Stimmen ausspritzte und zerschellte. Ihre Unruhe trieb sie hinaus aus dem Frieden dieser Gemeinsamkeit, — wie ein zerrissenes Band, das haltlos im Winde flattert, erschien ihr Leben vor der Vollendung dieses friedvoll festlichen Todes.

„Seine letzte Freude“; sie blieb stumpf dabei und schämte sich des Dankes, beneidete die kleine Tumaschenkelin dort vorn um ihre lindenden Tränen.

„Der für uns das schwere Kreuz getragen hat.“

Mechanisch folgten die Augen dem Geflücker der Totenkerzen, das über das Büfett glitt und gespenstisch die Flitterkrone der Mutter Gottes unter dem Glassturz aus dem Dunkel hob.

Frau Menga schaute wie gebannt. Genau so hatte das Krönlein im Schein der Totenkerzen aufgeblüht, als sie vor langen Jahren als kleines Mädchen hier neben der Mutter zum erstenmal einen Totenpfalter mitgebete! und es nicht hatte fassen können, daß drüben im Nachbarhause die Mutter der kleinen Gespielin Tina tot lag und nie mehr aufwachen sollte.

„Sie ist jetzt im Himmel“, hatte ihr die Mutter erklärt. Da kam ihr aus dem blinkenden Krönlein die Erleuchtung: daß die Tinamutter dann auch eine Krone trüge im Himmel, vielleicht nicht eine so schöne wie die Mutter Gottes, aber doch eine — und sie dachte sich die eigene Mutter mit der Krone auf dem tiefschwarzen Haar und — schluchzte plötzlich laut auf, daß die Mutter sie auf den Arm nahm, mit ihr die Stube verließ und sie nicht beruhigen konnte.

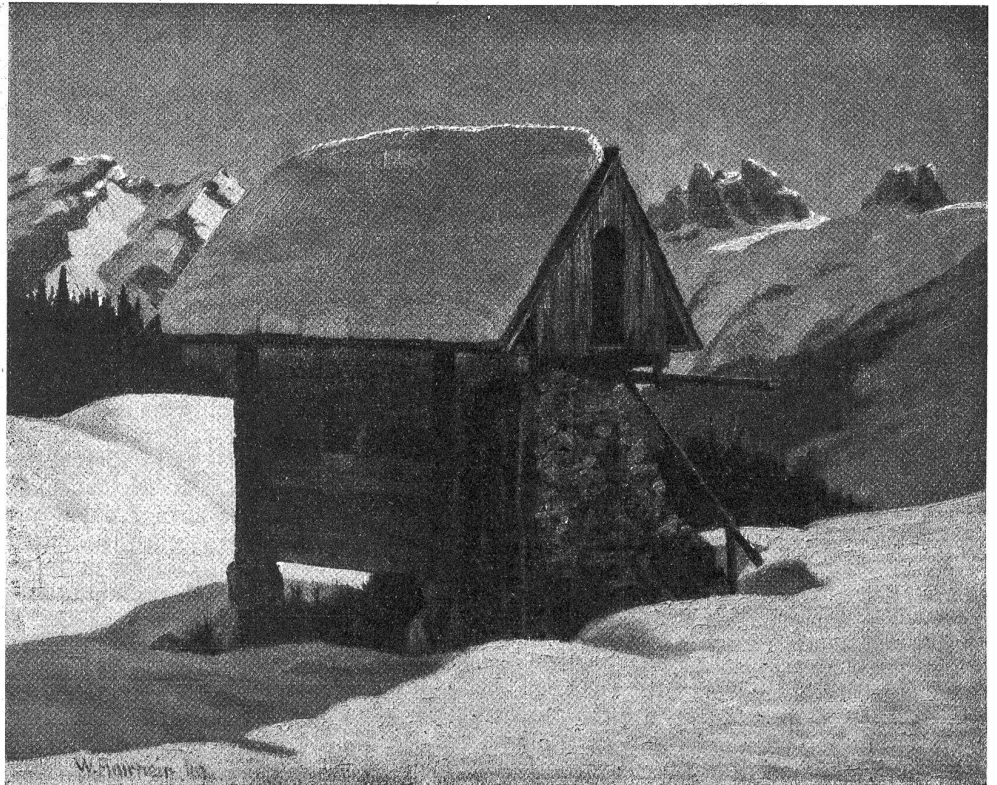
„Mutter, Mutter“, schluchzte sie, „geh nicht in den Himmel! Gelt, nie, nie!“

Die Krone der Mutter Gottes war ihr seither als etwas Geheimnisvolles, Heiliges und zugleich Furchtbares erschienen, und sie hatte, wenn ein Auftrag sie in die Sigriftenstube führte, ängstlich und krampfhaft die Ecke mit dem kleinen Altar gemieden und doch jedesmal, von einer geheimen Macht gezogen, mit einem lekten scheuen Blick die flittergeschmückte Statue unter dem Glassturz verschlungen.

„Du Schmerzhaftige Mutter, bitt für uns!“

Wieder blühte im Schein der Totenkerzen das Krönlein der Gottesmutter auf, und Frau Menga entsann sich plötzlich, wie sie als junge Frau hier bei einem Sterbepfalter gekniet, den kleinen Fortunat dicht an ihrer Seite. Sie hatte kurz zuvor die geliebte Mutter unter den tiefen Schnee des Friedhofs betten müssen und war beim einsamen Vater zu Besuch, bedrückt durch die beginnende Kränklichkeit des Gatten, den nahen Zusammenbruch vorausahnend. Inbrünstig hatte sie damals alles Weh nach der Toten, alle Sorge um die Zukunft hineingepreßt in ihr Gebet.

Da war aus dem blinkenden Krönlein die Kindererinnerung aufgezuht, wie sie sich die Mutter mit der Krone auf dem schwarzen Scheitel vorgestellt hatte. Hilflos waren ihr die Tränen aus den Augen gestürzt. Sie wollte sie trocknen, als auch schon ihr kleiner Sohn jäh aufgerichtet neben ihr stand, wie um sie zu schützen, das eine Aermchen



W. Amrhein. Bergwinter ob Engelberg.

um sie schlang und ihr plötzlich zart und sorgsam die rinnenden Tränen wegfüßte. Sie war unter den Küssen im tiefsten erschauert vor Glück und Weh, als ob sie geweiht würde, auf ewig verbunden, nicht mit diesem Kinde nur, auch mit der toten Mutter und mit etwas, das noch hinter allem und über allem stand.

Frau Menga schloß einen Augenblick die Augen, fuhr sich über die Stirne. Die dumpfe Luft, das Kerzengeflacker, die wogenden Stimmen benahmen ihr fast die Sinne. Das war ein Glück gewesen damals, dieses starke Gefühl des Einsseins mit den Nächsten und Fernsten. Jetzt war sie allein, fremd, ausgestoßen.

„Du Trösterin der Betrübten, bitt für uns“, flehte sie und spürte zugleich die Kraftlosigkeit ihrer Bitte und ärgerte sich über ihre flackernde Stimme.

Sie beneidete, die da vor ihr kniete, die von Arbeitslast gekrümmte Mjerta, um den unerschütterlichen Gleichmut, den unbeirrbar schleppenden Rhythmus ihres Gebetes. Und doch war Mjerta eine schmerzhaftige Mutter. Auf einem trunkenen späten Heimweg war der Mann verunglückt und hatte sie nach langem Siechtum mit vier Kindern und großer Not allein gelassen. Von den drei Buben war der eine beim Holzfällen erschlagen worden, der zweite an Schwindsucht gestorben, der dritte einem Onkel nach Amerika gefolgt. Alle drei hatte sie hergegeben, „in Gottesnamen!“ sich die Augen gewischt und wieder geschafft und das lekte, was ihr geblieben, ein blödsinniges Mädchen, mit immer gleicher Geduld und Sorgfalt gepflegt. Ihre Freude waren die seltenen Berichte vom aufstrebenden Schicksal des fernen Sohnes; daran zehrte sie, und eine wohlgefüllte Weihnachtsfeste von ihm hatte ihr ein nie erlebtes Fest bereitet.

Alles hatte die Mjerta hergegeben und die Kraft daran gestählt, zu tragen und sich zu freuen.

Und sie? Frau Menga duckte sich unwillkürlich tiefer in ihre Ecke hinein. Sie konnte sich nicht dareinfinden, den einzigen — sie hatte ihn doch nicht verloren, ihm hatte sich ja alles nach seinem Willen und Wünschen erfüllt.

Sa, äußerlich. Das sagte sie sich immer und wußte zu tiefst nicht, ob sie daran glaubte, daran glauben sollte und wollte, daß er nur äußerlich sein Glück gefunden. Vielleicht war es für ihn wirklich die Erfüllung: glänzende Stellung und äußeres Behagen und der Taumel der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Joachim Eugen Müller und die Schweiz. Landestopographie.

Zum 100. Todestag, 30. Januar 1933.

Wir Schweizer haben viele „Männer eigener Kraft“, die sich aus ganz bescheidenen Verhältnissen in hochgeachtete Positionen herausarbeiteten und die Anerkennung und den Dank der Mit- und Nachwelt erwarben. Darin ist ja gerade ein Hauptmoment der Demokratie verankert, die jedem Talente seine volle Entfaltung erlaubt.

Zu den Männern eigener Kraft gehört der so vielen unbekannt gewordene Joachim Eugen Müller, der sich um unsere Landestopographie derart verdient machte, daß man seiner zum 100. Todestag gedenken darf. Müller konnte nicht einmal einen regelmäßigen primitiven Volksschulunterricht, wie er vor bald 200 Jahren gang und gäbe war, besuchen, geschweige denn eine höhere Bildung erwerben. Umso erstaunenswerter sind seine Arbeiten, seine Erfolge. Ungeheurer Fleiß, ein wahrer Bildungshunger, große natürliche Begabung, eine seltene Beobachtungsgabe halfen ihm dabei. Erzählen wir der Reihe nach: Joachim Eugen Müller entstammte einer armen, sehr kinderreichen Familie in Engelberg und kam im Jahre 1752 zur Welt. Aus seinen späteren Aufzeichnungen wissen wir, daß er schon als Neunjähriger seinem Vater beim Zimmergeschäft behilflich sein mußte. So kam er durch ganz Unterwalden, ins Urnerländchen, nach Andermatt, auf den Gotthard. 1770 war er als Meistergeselle bei einem Kirchenbau in Schwyz tätig. 1774 verheiratete er sich, betrieb sein Zimmergeschäft, führte als begeistertster Bergfreund Fremde auf die Engelberger Berge. In jener Zeit kam ein fremder Laborant nach Engelberg, der den „Erzscheid-Geist“ machen wollte und als Gehilfen einen anstelligen Mann suchte. Bildungshunger und die Aussicht, vielleicht etwas mehr zu verdienen, veranlaßten Müller, zuzugreifen. Die beiden Männer versuchten nun im Rohlloch (Nidwalden) aus Hörnern und Kuhklauen den „Sirsch-Horn-Geist“ zu fabrizieren. Müller mußte aber gestehen: „Das Gebraue verbreitete einen Geruch, der über eine Stunde weit zu vernehmen war.“ Nun propierte man es mit Pottasche und Salpeter und als auch das nichts war, ging man zur Alchemie über. Aus 32 Loth Silber und 1½ Quintlein Gold versuchte man lauterer Gold zu machen. Im Kleinen mißlang der Versuch, nun sollte er im Großen wiederholt werden. Ein Wiener war der Geldgeber. Natürlich schaute nichts heraus. Müller erkannte, daß er einem Schwindler in die Hände gefallen war und kehrte zu seinem Beruf zurück.

Im Jahre 1787 lernte er S. R. Meyer von Narau kennen. Dieser war daran, ein großes Relief der Schweiz im Maßstabe 1:60,000 zu erstellen, hatte sich die Mitwirkung von Ingenieur Weiß aus Straßburg gesichert, kam nun zu topographischen Aufnahmen nach Engelberg. Er be-

diente sich des Bergführers Müller als Gehilfen, staunte über dessen Bergkenntnis, über die Fähigkeit, das Gesehene zeichnerisch zu verwerten, Täler und Gebirgsformen mit seltener Naturtreue in Gips zu formen. Sofort suchte er sich die Mitarbeit dieses Mannes zu sichern, um so mehr als die Arbeit unter Weiß nicht vorwärts kommen wollte. Am 3. März 1788 wurde in Narau ein Vertrag abgeschlossen, dessen Wortlaut bekannt ist und den wir eigentlich der Merkwürdigkeit halber hersetzen möchten. Wenigstens einige Punkte seien herausgegriffen: „Da Herr Meyer durch Herrn Weiß von Straßburg ein Werk arbeiten läßt, welches die Weltberühmten Schweizerischen Berggegenden und Alpengebürgen in Ihrer natürlichen Gestalt darstellt und dieser Obbemelte Joachim Müller als ein Erfahrener Berg Mann laut dargestellten Prob Studen die Kenntnuß besitzt Dergleichen Berggegenden in Gips darzustellen, so hat er sich gegen obgedachten Hrn Meyer dahin verpflichtet zu beförderung dieses Werkes Seine ganze Zeit und Seine Kräfte in allen treuen darzugeben und mit allmöglichen Fleiß dem Herrn Weiß an die Hand zu gehen und in allem Herrn Meyers Intenzion zu befolgen, auch in allwegen des Herrn Meyers Nutzen zu fördern ...“ Er erhielt einen Taglohn von 30 Bernbaken, mußte sich aber selber verköstigen.

Nun war Müller in seinem Lebenselement, hatte sein Leben ein Ziel und einen Inhalt bekommen. Mit Feuereifer machte er sich an die Arbeit, verstand bald weit mehr als Weiß, dessen Arbeiten er kritisierte. Im Sommer wurden Reisen in die Berggebiete unternommen, Aufnahmen gemacht, kleine Reliefs erstellt, Winkel und Basislinien gemessen. Im Winter wurde in Narau das Geschaute verarbeitet. Müller meldet: „Anno 1788 im Merz gingen wir auf den Horben zu Muri, gegen dem Zürcher Gebiet, Rigi, und ganzem sichtbarem Hochgebürg; von da über Hildisrieden, Gormund, Rukwylter Berg, Entlibuch und Napf-Winkel zu messen; von da über Bern, von wo uns Hr. Professor Tralles mit denen obrigkeittlich mathematischen Instrumenten auf Thun begleitete eine Basis Linie zu messen, und auf die errichteten Signale St. Beatenberg, Niesen, Stockhorn, Thierachern und gegen das Hochgebürg horizontal und elevatione Winkel über dem Quecksilber-Spiegel trigonometrisch zu bearbeiten. Nach diesem reisten wir ins Haslieland ...“ Müller hatte Gipschachteln bei sich und formte bei gutem Wetter seine Reliefs, machte seine Zeichnungen. 1789 maß er eine Basislinie vom Kirchturm Suhr nach Rölliken, „nach diesem von der Wasser- und Giselstuh gegen der Basis und ganzem sichtbarem Hochgebürg die Winkel repetiert“. Müller sagt, er habe trianguliert, er habe „mit Instrumenten Drei Eg vormiirt“. Wolf (Geschichte der Vermessungen in der Schweiz, 1879) vermutet aber, er habe wahrscheinlich nur einige Distanzen mit Hilfe von Winkeln durch Konstruktion und durch Rechnung gewonnen. Schon das ist aber als große Tat zu werten.

Von 1790 weg leitete Müller die Arbeiten selbständig, maß zahlreiche Basislinien, Horizontal- und Vertikalwinkel, reiste durch die ganze Alpenwelt, vom Mont Blanc bis ins Tirol. Das gewaltige Relief gedieh und war 1797 vollendet. Nach diesem Relief nun zeichnete Weiß die Karten des Atlas, von welchen namentlich jene der Gebirgsgegenden als sehr anschaulich und plastisch gerühmt wurden, als jene, die auf der Arbeit von Müller basierten. 1802 war auch die Karte fertig. Sie bestand aus 16 Blättern, die meisten ins Straßburg hergestellt, einige Randblätter in Narau. Das Relief kam 1802 nach Paris, fand hier das Interesse des Kriegsministeriums und Napoleons und wurde für Fr. 25,000 erworben.

In den folgenden Jahren arbeitete nun Müller für eigene Rechnung zahlreiche Reliefs aus. Solche finden sich in Zürich, Winterthur, Sarnen, aber auch im Auslande, so in Berlin. Die Zürcher Universität zeigt eine Müllersche Arbeit, die noch heute Erstaunen erweckt. Unser Mann ar-